«Jesus ist nicht der Kumpeltyp»

KINO Der Obwaldner Filmemacher Luke Gasser drehte «The Making of Jesus Christ». Seine persönliche Quintessenz aus der Arbeit ist eine Erkenntnis, die auch unbequem ist.

INTERVIEW ARNO RENGGLI
arno.renggli@luzernerzeitung.ch

Jesus im Film von Luke Gasser, markant dargestellt vom Sarner Architekten und Schauspieler Gerhard Halter.
PD

Luke Gasser, ein «Making of» zeigt die Entstehung eines inszenierten Produkts. Suggerieren Sie also, dass die Jesus-Geschichte Fiktion ist?
Luke Gasser: Mir gefällt die Vorstellung, dass sich Gott in Jesus inszeniert, also in Szene gesetzt hat. So steht es auch im griechischen Urtext des Prologs zum Johannes-Evangelium. Über den Wahrheitsgehalt sagt dies nichts aus: Inszeniert muss ja nicht bedeuten, dass es erfunden ist.

Glauben Sie denn selber?
Gasser: Jedenfalls überwiegt bei mir der Glaube die Zweifel.

Auch in Bezug auf die Göttlichkeit von Jesus? Dass es ihn als Mensch gegeben hat, bestreitet kaum jemand.
Gasser: Ja, auch in spiritueller Hinsicht.

Ich frage, weil im Film Hollywoodregisseur Paul Verhoeven ausführlich zu Wort kommt, der ja Atheist ist.
Gasser: Atheist und Jesus-Fan. Ich fand sein Buch über Jesus sehr interessant, und er befasst sich seit Jahrzehnten mit dem Thema. Auch wenn er Jesus nur als irdische Figur sieht und ich mit ihm diesbezüglich nicht übereinstimme, ist er mir viel lieber als diejenigen, die sich von Jesus abgewandt haben, weil sie am kirchlichen System verzweifelt sind.

Ihr Film basiert darauf, dass man die biblischen Evangelien als zuverlässige Quelle anerkennt. Dabei deuten Sie an, dass Matthäus und Johannes identisch mit den gleichnamigen Jüngern und Augenzeugen sein könnten. Die heutige Bibelforschung sieht aber eher Markus als frühesten Evangelisten und nicht als Augenzeugen.
Gasser: Mir sind diese Vorbehalte bestens bekannt. Aber wir müssen uns ja auf historische Quellen berufen können. Jesus ist besser dokumentiert als die meisten anderen Personen der Antike. Warum sollen Quellen über Julius Cäsar glaubwürdiger sein diejenigen über Jesus? Johannes etwa ist historisch sehr exakt, weshalb er ein Augenzeuge sein könnte. Wichtig scheint mir auch: Die jüdische Kultur war eine Kultur der Schrift. Da ist es nicht plausibel, dass die ersten Quellen über Jesu Wirken erst Jahrzehnte nach seinem Tod entstanden sein sollen.

In Ihrem Film stellen Sie die Frage, ob Jesus die Hölle nur symbolisch gemeint hat. Und, falls ja, dann auch den Himmel? Wie denken Sie darüber?
Gasser: Sehen Sie, wenn man Jesus nur als Soziallehrer betrachtet, kann man alles wunderbar erklären. Ich finde das aber ein wenig zu einfach. Zudem hat er selber ja eindeutig gesagt, dass seine Rolle nicht nur irdisch ist. Und er hat klar von Himmel und Hölle gesprochen. Ich finde, man hat kein Recht, das einfach auszuklammern. Ich hoffe natürlich, dass es keine Hölle gibt. Aber das Christentum ist nicht einfach eine Kuschelreligion.

Jesus selber war wohl kein Typ zum Kuscheln. Sie zeigen ihn im Film als temperamentvoll, zuweilen impulsiv.
Gasser: Die Evangelien charakterisieren Jesus sehr differenziert. Er war wohl eine kontroverse Persönlichkeit, muss aber auch etwas ungemein Anziehendes gehabt haben, viele Menschen liebten ihn. Dann war er zum einen ein gewandter Redner, der auch die rhetorische Trickkiste beherrschte, wenn ihn seine Widersacher aufs Glatteis führen wollten. Zum anderen hatte er regelmässig seine Temperamentsausbrüche. Wobei die sich nie gegen die einfachen Leute richteten. Sondern gegen die Leute, die ihn seiner Ansicht nach hätten verstehen müssen, etwa die Gelehrten.

Die religiösen Führer waren es dann, die Jesus ans Kreuz brachten. Oder war das Ganze einfach Gottes Plan, dessen Werkzeug auch Judas war?
Gasser: Das Establishment, und nicht etwa das jüdische Volk, war verantwortlich für die Kreuzigung, die Pilatus, von den Priestern erpresst, aus Opportunismus bewilligte. Aber offenbar wusste Jesus ab einem gewissen Zeitpunkt von dem Heilsplan, der auch seinen Tod vorsah. Ab der Verklärung auf dem Berg Tabor scheint sich seine Haltung zu ändern: Er mässigt seinen Ton, spricht vom Plan Gottes, wirkt stellenweise traurig. Ab da treibt die Geschichte unaufhaltsam der Passion zu.

«Ich merkte immer mehr: Jesus macht es uns nicht einfach.»
LUKE GASSER

Wohl am schwierigsten zu verstehen, geschweige denn historisch zu fassen ist ja die Auferstehung. Auch die Evangelisten sind da widersprüchlich.
Gasser: Das stimmt, aber man könnte ja auch sagen: Wenn die Sache wirklich erfunden wäre, hätte man doch gerade diese Widersprüche ausgebügelt. Fakt ist: Jesus ist am Kreuz gestorben, der damals schmählichste Tod, eine demoralisierende Niederlage. Und doch muss danach etwas Gigantisches passiert sein. Denn plötzlich verkündeten viele Leute mit Überzeugungskraft und unter Lebensgefahr diese neue Religion. Es ist wie beim Urknall. Da muss vorher etwas gewesen sein, das diese gewaltige Wirkung verursacht hat.

Was nehmen Sie selber an Erkenntnis aus Ihrer Arbeit an dem Film mit?
Gasser: Primär wollte ich einen kulturellen und literarischen Schatz zeigen, von dem heute viele Leute nur noch wenig wissen. Aber ich merkte im Verlaufe der Arbeit: Jesus wurde für mich nicht leichter fassbar. Er macht es uns nicht einfach, ist nicht der harmlose Kumpeltyp, den wir oft gerne hätten. Er ist vor allem auch der Lehrer. Man soll ihn lieben, aber auch ein wenig fürchten. Deshalb ist es auch falsch, den Blutfaktor der Kreuzigung zu ignorieren, wie das heute oft gefordert wird. Ich habe jedenfalls gelernt, mehr Respekt vor ihm und dem Glauben zu haben.

Hinweis

Der Film «The Making of Jesus Christ» startet am kommenden Donnerstag. Kinos und Spielzeiten finden Sie im APERO vom nächsten Mittwoch.

Am kommenden Dienstag, 19.30 Uhr, findet im Hotel Schweizerhof, Luzern, die Vernissage zu Luke Gassers (Bild) ebenfalls **neuem Buch** «Sein Gesicht möchte ich sehen. Die Jesus-Doku» (Weltbild Verlag) statt. Infos/Anmeldung: isabelle.spengler@weltbild.ch

Verzichten können

Ioan L. Jebelean über Prioritäten bei vollem Kühlschrank

Ich gebe es zu: Ich muss kaum auf Materielles verzichten. Meine Wohnung ist gemütlich und warm, mein Kühlschrank immer voll. Jedes Jahr kann ich in meinen Ferien spannende und wunderschöne Flecken dieser Welt entdecken und geniessen.

Doch obwohl ich mir all das leisten kann, muss ich doch auch

MEIN THEMA

verzichten: auf Zeit mit meiner Familie, auf Treffen mit Freunden, da mich meine Arbeit immer auf Trab hält. Ich lasse eigentlich nötige Auszeiten weg, weil mich mein Job mehr als 42 Stunden in der Woche fordert. Manchmal vergesse ich ob all der Dinge, die ich mir leisten kann, worauf ich eigentlich verzichte.

In der Fastenzeit verzichten wir bewusst. Wir tun das durch das bewusste Weglassen von bestimmten Lebens- und Genussmitteln: Süssem, Fleisch oder Alkohol. Man kann aber auch den Fernseher ausgeschaltet lassen oder das Natel wenigstens am Wochenende einen Tag lang ignorieren. Durch das Weglassen des Fernsehens oder des Desserts merke ich, wie gross – oder klein! – die Lücke ist, wenn ich mich nicht von irgendeinem Programm berieseln lasse oder nach dem Abendessen noch ein Kuchenstück verdrücke.

So entsteht auch Raum, zu spüren, worauf man sonst im Alltag verzichtet. Und damit bietet die Fastenzeit die Chance, die Prioritäten neu auszurichten. Worauf lohnt es sich zu verzichten, was ist mir wirklich wichtig? Und kann ich durch mein Verhalten dafür sorgen, dass auch andere Menschen eine echte Wahl haben, worauf sie in ihrem Leben verzichten wollen und worauf nicht?

Ioan L. Jebelean ist christkatholischer Pfarrer in Luzern.

NACHRICHTEN

Papstwahl kann früher beginnen

ROM sda. Das Konklave zur Wahl des neuen Papstes kann früher beginnen. Benedikt XVI. hat kurz vor dem Ende seines Pontifikats die Regeln so geändert, dass die Kardinäle jetzt auch schon vor dem 15. März zusammentreten können, sofern alle Kardinäle in Rom anwesend seien. Nach dem Rücktritt Benedikts gestern Donnerstag können die Kardinäle darüber entscheiden. Die vorgesehene Frist von 15 bis 20 Tagen nach Beginn der Sedisvakanz («leerer Stuhl Petri») bis zum Konklave soll wahlberechtigten Kardinälen normalerweise Zeit geben, um aus aller Welt nach Rom zu reisen.

Britischer Kardinal tritt ab

LONDON sda. Der ranghöchste Vertreter der Katholiken in Grossbritannien, Kardinal Keith O'Brien, trat nach Vorwürfen unangemessenen Verhaltens gegenüber jungen Priestern zurück und wird auch nicht an der bevorstehenden Wahl des neuen Papstes teilnehmen.

Rückschlag für Initiative zur Kirchenreform

CHUR Die Pfarrei-Initiative sorgt weiterhin für heisse Köpfe. Ein Brief des Churer Bischofs Vitus Huonder löste heftige Kritik aus.

Der Churer Bischof Vitus Huonder hat sich letzten Freitag an die Seelsorger aus seinem Bistum gewandt, welche die Pfarrei-Initiative unterstützen. Zuvor hatten die meisten der 56 Priester und Theologen ihrem Bischof eine schriftliche Begründung für ihr Bekenntnis zu den Reformideen abgegeben.

Aufforderung an Seelsorger

Die bischöfliche Antwort ist so nüchtern wie kompromisslos. Gleich zu Beginn stellt er klar, dass er sich in keiner Weise vom Inhalt der Pfarrei-Initiative angesprochen fühle. Er könne darin weder Anliegen noch Forderungen erkennen, die «an die Hirten der Kirche» gerichtet wären. Er sehe darin lediglich eine Erklärung, wie in einigen Pfarreien gearbeitet werde. Tatsächlich ist die Pfarrei-Initiative vor allem ein Bekenntnis zu einer liberalen Seelsorgepraxis, die von den Unterzeichnenden bereits entsprechend gelebt wird. Daraus werden aber sehr wohl Forderungen abgeleitet – nämlich, dass diese Praxis auch

Indirekte Drohung? Bischof Huonder.
Key

von der offiziellen Kirche anerkannt werden soll.

Darauf lässt sich Huonder nicht ein. Er beschränkt sich darauf, den Inhalt zu bewerten, und kommt zum Schluss, die Initiative bringe «Auffassungen zum Ausdruck, die mit dem Glauben und mit der geltenden Ordnung der katholischen Kirche nicht vereinbar sind». Wer nach der Initiative handle, tue dies nicht mehr im Sinne der kirchlichen Sendung, sondern nach eigenen Kriterien. «Um ehrlich zu sein, müsste man in einem solchen Fall dem Bischof eine erhaltene Missio zurückgeben mit der Bemerkung, man wolle oder könne nicht mehr in seinem Auftrag und nach den Vorgaben der katholischen Kirche handeln.» Das ist nichts anderes als eine Aufforderung an die Seelsorger, ihren Seelsorgeauftrag niederzulegen.

Wink mit dem Zaunpfahl

Zunächst gilt es festzuhalten: Jede Religionsgemeinschaft lebt von Glaubensgrundsätzen, die für die Religionsausübung essenziell sind. Wenn der Bischof diese Grundsätze in Gefahr sieht, ist es seine Aufgabe, dagegen vorzugehen. Die Pfarrei-Initiative spricht sich unter anderem für eine stärkere Einbindung von Frauen in kirchliche Dienste und die Rehabilitation von Geschiedenen und Homosexuellen aus. Wäre der katholische Glaube in Gefahr, wenn man diese Forderungen umsetzen würde? Über diese Frage gehen die Meinungen weit auseinander – und genau hier liegt die Bruchstelle zwischen «Chur» und einem Teil der Kirchenbasis.

Die Pfarrei-Initiative zählt schweizweit 525 Seelsorger und fast 1000 Sympathisanten. Sie alle betrachten ihre Forderungen als notwendige Anpassung an die heutige Gesellschaftsrealität. Zudem stehen die Anliegen der Initianten vor dem ganz praktischen Hintergrund, dass die Seelsorge in vielen Gemeinden immer weniger gewährleistet werden kann, weil es zu wenig Kandidaten gibt, die die erforderlichen Kriterien (Mann, unverheiratet usw.) erfüllen. Mit diesen Sorgen gelangten die Initianten an die nächsthöhere Instanz, den Bischof. Dessen Aufgabe wäre nun, die Anliegen nach Rom zu tragen. Dass er es nicht tut, zeigt, dass er sich weniger in der Rolle des Oberhirten als in derjenigen des treuen Vatikan-Dieners gefällt.

Bischof Huonder droht den Unterzeichnern der Pfarrei-Initiative zwar keine direkten Konsequenzen an. Doch seine versteckte Aufforderung, die Lehrerlaubnis doch lieber zurückzugeben, ist ein Wink mit dem Zaunpfahl. Aber die Unterzeichner der Pfarrei-Initiative möchten die Kirche weiterhin mitgestalten und sie von innen reformieren.

Abspaltung wäre nicht «katholisch»

Realistischerweise passiert also erst einmal gar nichts. Der Bischof könnte es sich angesichts der Personallage in seinem Bistum wohl nicht einmal leisten, da und dort ein Exempel zu statuieren. Gegessen ist die Sache damit aber noch lange nicht. Die Spannungen innerhalb der katholischen Gemeinschaft in der Schweiz werden weiter zunehmen. Den verschiedenen Strömungen bleibt dabei gar nichts anderes übrig, als mittelfristig eine konstruktive Form des Zusammenlebens zu finden. Eine Abspaltung läge weder im Sinne der reformfreudigen Theologen noch im Sinne der offiziellen Kirche, die mit der Bezeichnung «katholisch» nichts weniger als «Allumfassenheit» für sich in Anspruch nimmt.

ROBERT KNOBEL